

Religiösen zu entspringen, daß sie ihn nicht nur allgemein „zurückbinden“ (re-ligare), sondern daß er gerade im herbsten und trotzigsten Pathos einer „reinen Weltlichkeit“ zuletzt, wenn auch noch so ungewußt und unbewußt, Zeugnis ablegen muß für den „Gipfelpunkt“ unseres Gott-Erkennens: das Spätherbstdunkel der „reinen Welt“ und der „bloßen Erde“ doch zu bekennen als das Gleichnis dafür, wie „im Stande unserer Wanderschaft“ Gott als „der Unbekannte“ uns erscheint. Das wahre Entweder - Oder, in das die ganze Entwicklung mündet, ist also das zwischen Verzweiflung am „unbekannten Gott“ und dienender Anbetung zu Ihm. In diesem Sinn ist der homo religiosus geradezu dazu da, in den homo philosophicus herb zu ernüchtern: im Dienst der nüchternen Welt und der dunklen Erde anzubeten die Göttliche Majestät im „unzugänglichen Licht“ (1 Tim. 6, 16).

Erich Przywara S. J.

Idealisierte Edda und Saga

Soll sich beim Erwachen zum Germanentum die beschämende Irrung wiederholen, der frühere Jahrhunderte bei der Erweckung der Antike verfallen sind? Die Menschen der Renaissance dachten sich bekanntlich das klassische Altertum als eine sonnenklare Welt voll Freiheit und Schönheit — „in Wirklichkeit war wohl manches ganz anders gewesen“ (Karl Brandi, Die Renaissance in Florenz und Rom, 3. Aufl. [Leipzig 1909] 4). Ebensowenig haben Winckelmann und die von ihm begeisterten deutschen Klassiker die Antike dargestellt, wie sie war, und selbst was von ihnen der griechischen Kunst an edler Einfalt, stiller Größe, heiterer Glückseligkeit nachgerühmt wurde, sind Wunschbilder, die vor der geschichtlichen Untersuchung nur teilweise standhalten (vgl. Franz Schultz, Klassik u. Romantik der Deutschen I [Stuttgart 1935] 66-74). Sowohl die künstlerische Entwicklung wie die allgemeine Erziehung ist in den letzten Jahrhunderten durch einseitige Verklärung antiken Formens, Denkens und Lebens geschädigt worden. Aber während man nun diese verhängnisvolle Selbsttäuschung gegenüber dem griechisch-römischen Altertum ablehnt, ist man durchaus nicht immer bemüht, sie

gegenüber dem Germanentum zu vermeiden, nicht einmal in so anspruchsvoll dargebotenen Veröffentlichungen wie der Edda des Studiendirektors Beyer und dem Sagabuch des ehemaligen evangelischen Pfarrers Bonus¹.

In beiden Fällen wird eine derart idealisierte Auswahl geboten, daß die breiten Lesermassen, an die sich die Bücher wenden, von dem dichterischen Können wie von der sittlichen Persönlichkeit der alten Germanen eine dem Urtext nur teilweise entsprechende Vorstellung erhalten. Wie die Edda-Lieder angeordnet und aufgebaut sind, ist in der Umdichtung Beyers nicht zu erkennen. Er trennt die ältere Edda nicht von der jüngeren und erzählt sogar den Inhalt der Fridthjófs-Saga so, als ob auch die zur Edda gehörte. Er druckt aus einem Liede das Spruchhafte anderswo als das Erzählende, ohne Andeutung der Zusammenghörigkeit, und läßt die herkömmlichen Überschriften manchmal so spurlos verschwinden, daß ein mit der altnordischen Literatur wenig vertrauter Leser berühmte Stücke wie Völluspá oder Hávamál nicht zu finden weiß. Allerdings bemerkt Beyer in der Vorrede, die Form der Edda-Lieder scheine uns heute „ungefüge“, deshalb übersetze er nicht, sondern er dichte um, kürze, wo Längen den „Genuß“ trüben, füge „Eigenes“ ein, wo es die Deutlichkeit erfordere, und soweit es dann noch möglich sei, wolle er dem „Geist des Urbildes“ nahebleiben. Diese Möglichkeit ist, da in der Dichtung der Geist durch die Form spricht, nicht mehr groß, und Beyers sprachlich und logisch geglättete Edda läßt uns daher wirklich nicht erkennen, wie knorrig meistens und zugleich unbeholfen die Ausdrucksweise dieser altgermanischen Sänger war.

Auch Bonus meint (S. 5), es komme nicht auf eine wörtliche Übersetzung an, sondern auf eine Übertragung „des eigentlichen Hauchs der Geschichten“, und dazu könne er nichts Besseres tun, als daß er „sich so stark wie möglich

¹ Die Edda. Übertragen von Dr. Paul Gerhardt Beyer. 8° (224 S.) Breslau 1934, Hirt. Kart. M 2.75. — Isländerbuch. Sammlung altgermanischer Bauern- und Königsgeschichten. Von Arthur Bonus. 14.—20. Tausend. 8° (382 S.) München 1935, Callwey. Geb. M 4.80.

mit dem Geist der Originale füllte und es dann Tatsache sein ließe, ob oder wieweit es gelänge, den Hauch des Originale zu übermitteln". Der Leser ist also durch eine doppelte Wand von der Kunstform der Saga getrennt: ihr Eindruck auf Bonus ist von allen Zufälligkeiten seiner Anlage und seiner Bildung abhängig, also nie dem gleich, was die Worte des nordischen Erzählers eigentlich sagen wollten, und selbst diesen Eindruck erfahren wir nur so weit, als es Bonus gelingt, ihn wiederzugeben. Durch eine philologisch genaue Übersetzung würden wir offenbar ein zuverlässigeres Bild der Sagaform erhalten, zumal da Bonus bemüht war, Schwächen zu verdecken und die Auswahl so zu gestalten, daß ihr „Kunstwert auch für uns Heutige unmittelbar sprechend ist". Man lege nur beispielsweise die Seite 95 neben den Urtext der Saga von Gísli Súrsson, und man wird sehen, daß bei Bonus die ursprüngliche Weitschweifigkeit dieser Stelle und die ungewöhnliche Holperigkeit und Dunkelheit der eingelegten Liedstrophe gar nicht sichtbar wird. Und wie viel knapper und blasser als die ungelenke und farbige Breite der echten Víga-Glúms-Saga nimmt sich das von Bonus (S. 219 ff.) aus ihr genommene Stück mit der etwas rätselhaften Überschrift aus!

Weniger noch als die künstlerischen Schwächen der alten Dichtungen sind die sittlichen Mängel der in ihnen dargestellten Lebensanschauungen aus den beiden Auswahlbüchern zu erkennen. Bonus hat wohl nicht genug überlegt, ob die Mehrheit seiner Leser, denen es doch vor allem um die Erzählungen selber zu tun ist, heute seine 32 Seiten lange Einführung, die allzu deutlich die Färbung der drei Jahrzehnte zurückliegenden Ibsen-Zeit trägt, überhaupt noch genau ansehen wird. Das ist schade, denn da sagt Bonus ausdrücklich, die „durchschnittlich egoistische und nüchterne“ Lebensauffassung der Saga-Leute verdiene durchaus nicht, „als vorbildlich aufgefaßt und dadurch ermuntert zu werden“ (S. 10), und in „manchen Geschichten“ sei die „Atmosphäre des Blutdunstes“ fast unerträglich. Ja, er schreibt wörtlich: „Es ist stellenweise, als hätte man Berichte von Spezialisten vor sich über die unterschiedlichen Möglichkeiten des Totschlags vom offenen

Hieb bis zum niederträchtigen Meuchelmord durch gedungene Leute. Und ähnlich über die Möglichkeiten der Rechtsbeugung oder -umgehung, der Erpressung, Vergewaltigung, Übervorteilung und des kriechenden Verrats“ (S. 11). Die Saga-Kunst bezwecke nicht die Darstellung eines Ideals oder einer Moral, sondern „naturalistische“ Herausarbeitung des „Charakteristischen“ (S. 19). Da Bonus es für wünschenswert erklärt, daß in die „sentimental-pathetische“ Stimmung gegenüber unserer „Urvergangenheit“ die „Stimme der Wirklichkeit“ hineinschalle (S. 10), ist es erstaunlich, daß er seine Auswahl nicht auf dieses in der Tat dringend zu wünschende Ziel richtet, sondern vor allem „die Werte und nicht die Mängel zeigen will“ (S. 11).

Immerhin hat Bonus der Gefahr verhängnisvoller Überschätzung klarer ins Auge gesehen als Beyer, der in seiner nur zwei Seiten füllenden Einleitung zwar sagt, „wild und hart“ seien die Menschen der Edda, „gewaltig und gewalttätig“, dann aber die in den Eddenden enthaltenen Sprüche geradezu als „eine ganz einzigartige Quelle für die hohe Gesittung unserer Vorfahren“ bezeichnet. Zu solcher Verallgemeinerung stimmen schlecht die Beispiele von Grausamkeit und hinterlistiger Verführung, die er aus Hamhismál (S. 162 f.) und aus Völundarkvidha (S. 202 f.) mitteilt. Und infolge der Streichungen in den Stücken aus Hávamál hören wir weder (S. 22) von den lockern Abenteuern Odins, noch ahnen wir (S. 10), daß im Urtext steht, der „Held“ solle leeres Geschwätz mit „Lügen“ erwidern, und daß eine Strophe sogar den Rat gibt: „Wenn du einen andern hast, dem du wenig traust, und du willst doch Gutes von ihm, so sollst du schön mit ihm reden und falsch dabei denken und leeres Geschwätz mit Lügen vergelten.“ Ebensowenig kommt dem Durchschnittsleser in der Umschreibung aus Völuspá (S. 50) zum Bewußtsein, daß die Götter selber des Bruches beschworener Verträge schuldig werden.

Die Forderung der Wirklichkeitstreue in den Wiedergaben aus Edda und Saga bedeutet selbstverständlich nicht, daß Beyer und Bonus alles Unerquickliche und Anstoßige in voller Breite hätten vorlegen sollen. Ohne Verletzung der

Schicklichkeit hätten sich die wesentlichen Mängel künstlerischer wie sittlicher Art deutlich zeigen lassen. Nicht anders verfahren wir ja mit den Patriarchengeschichten des Alten Testaments, an die Bonus erinnert (S. 10). Freilich wird bei seiner Auffassung des Christentums, in der das Dogma „senil gewordene griechische Philosophie“ ist (S. 14), halbwegs begreiflich, daß er meint, überpatriotische Rabbiner hätten die alttestamentlichen Urberichte erbaulich „umgebogen“ und dann für „Eingebungen Gottes“ erklärt, und nun leide der christliche Religionsunterricht immer noch schwer unter der Aufgabe, „sich irgendwie ohne Pietätlosigkeit mit ihnen abzufinden“. Die katholischen Bibelauszüge verursachen diese Schwierigkeit nicht, obwohl in ihnen die Vielweiberei der Erzväter, die Lasterhaftigkeit Sodomas und Gomorras, die Feindschaft zwischen Esau und Jakob, die Untaten der Brüder Josephs usw. nicht verschwiegen werden. Der Katholik erkennt im Lichte der Bergpredigt und der Kirchenlehre den Aufstieg vom unvollkommenen Sittengesetze des Alten Testaments zum vollkommenen des Neuen als weise Führung Gottes. So verlieren auch die altgermanischen Dichtungen die ihnen für das Verständnis deutschen Volkstums zukommende Bedeutung nicht, wenn unzweideutig festgehalten wird, daß ihre Geisteswelt tief unter der christlichen liegt, zu der ja die Saga in manchen Stücken ausdrücklich überleitet. Auch heute noch gilt in dieser Hinsicht, was Alexander Baumgartner S. J. vor 50 Jahren schrieb, als er in unserer Zeitschrift Edda und Saga eingehend würdigte: an Darstellungskraft stehen sie hinter ähnlichen Frühwerken der „höchststehenden Völker“ nicht zurück (Bd. 29, S. 169), aber „es ist eine arge poetische Täuschung, sich das heidnische Germanentum so edel, menschlich und sittlich vorzustellen, als ob es der Erlösung durch Christus und der Erziehung durch die Kirche kaum bedurft hätte“ (Bd. 28, S. 535).

Jakob Overmans S. J.

Heldentum der Heiligkeit

Gibt es das? Kann man davon sprechen? — Ein Heiliger im vollen Sinn des Wortes ist ein Christ, dessen über-

natürliche Heiligkeit durch das oberste Lehramt der Kirche festgestellt und feierlich verkündet worden ist. Dafür genügt nicht der bloße Besitz der heilmachenden Gnade und der gewöhnlichen christlichen Tugenden, dafür wird die Meisterschaft in der christlichen Tugend, ja ein Heldenmaß verlangt, das Gott durch Wunder belohnt und bestätigt hat. Der Heilige muß in ausdauerndem Kampf den Sieg über die Welt und über sich selbst errungen haben. Alle Tugenden des christlichen Lebens, auch die schweren, muß er auf außerordentliche Weise geübt haben. Im Heiligen muß die ganze Größe und Schönheit der christlichen Vollkommenheit offenbar geworden sein. Solche Heiligkeit gibt es nicht ohne Heldentum. Heiligkeit ist Heldentum. Jeder Heilige ist ein Held.

Und doch, wie die Heiligen auf unsern Altären hoch über die Heiligkeit eines schlichten tugendhaften Christen emporragen, so kann und darf man auch wohl bei ihnen einen Unterschied des Heldentums machen, ohne deshalb gegen die Warnung der „Nachfolge Christi“ zu verstößen, daß man nicht über die Verdienste der Heiligen grübeln solle noch darüber streiten, wer von ihnen heiliger gewesen, oder welcher größer sei im Himmelreich (3. Buch, Kap. 58, 6). Denn hier handelt es sich zunächst um das irdische Wirken der Heiligen, um den Einfluß, den sie auf ihre Umwelt geübt haben, und der war sehr verschieden. Welch weltweiten Einfluß hatten durch die Jahrhunderte hindurch heilige Päpste wie Gregor der Große und Gregor VII., oder heilige Ordensstifter wie Benedikt von Nursia und Franz von Assisi, oder heilige Gelehrte wie Bonaventura und Thomas von Aquin, und schließlich auch heilige Frauen wie Katharina von Siena und Theresia von Avila! Das waren überragende Helden der Heiligkeit, die in der Kraft des Heiligen Geistes das Antlitz der Erde erneuert haben.

Und noch in einem andern Sinn dürfen wir mit Recht vom Heldentum der Heiligkeit reden, indem wir nämlich den Blick auf die heldenhafte Bemühung und Treue lenken, die die Heiligen anwandten, um dem an sie ergangenen besonderen Ruf der Gnade zu folgen. Das Sprichtwort sagt: „Es fällt kein Heiliger vom Himmel.“ Auch wenn er nicht wie Paulus und Augustinus und manche